

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 25 (1931)
Heft: 19

Artikel: Taubstumm und wieder hörend [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den beiden zierlichen Chortürmen, und in der Ferne grüßt uns der liebliche Schwarzwald und mächtige Vogesenpyramiden, was zusammen ein reizendes Strom- und Landschaftsbild bietet. Bei der Schiffbrücke von Sasbach tritt der Vorkopf von Limburg hervor mit der Schloßruine Limburg, der vermutlichen Geburtsstätte Rudolfs von Habsburg. Fünfzig Kilometer vor Straßburg zieht der allmählich bis 250 Meter breit gewordene Strom durch einsames Waldgelände. Was hier an Durchblicken von Bergen und Dörfern verloren geht, wird reichlich eingebraucht durch den intimen Zauber des urwaldähnlichen Dickichts von Schling- und Wasser- pflanzen und Waldbäumen, ein herrliches Paradies für Wasservögel und Wild aller Art.

Schon 15 Kilometer vor Straßburg taucht, den Waldsauum überragend, die Silhouette des Münsters auf und hernach die Wahrzeichen des modernen Wirtschaftslebens, die Schornsteine zahlreicher Fabriken; und gleich landeten wir im Hafen von Straßburg. Unzählige Dampfer und Rähne, mit allen möglichen Städte- und sogar „Maidli“-Namen, lagen da vor Anker. Rechts ist der Kehlerhafen mit Krahnen und Lagerhäusern, links reiht sich Eisenbahnwagen an Eisenbahnwagen, riesige Kohlenhaufen, Türme von Fässern usw. Es kostete uns einige Mühe, um das Auge wieder an den Anblick dieser Kulturträger zu gewöhnen. Diese 127 Kilometer lange Rheinfahrt dauerte 5 Stunden, und im ganzen passierten wir vier Eisenbahn- und acht Schiffbrücken.

Und nun Straßburg selber. Es gibt ein Lied: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“. Mittels „Benzinrundfahrt“ konnten wir konstatieren, daß es eine große Stadt ist. Interessant ist vor allem das Münster mit seiner berühmten astronomischen Uhr, das Goethe- und Pasteurdenkmal, der große Flugplatz, das Theater, die Drangerie und einige Staatsgebäude. Im Münster selbst war es so finster, daß wir uns kaum verstehen konnten. Der Bahnhof ist sehr alt und rabenschwarz, und wir waren froh, bald abfahren zu können. Als wir wieder in Basel ankamen, atmeten wir förmlich auf. Von der Reise war die Rheinfahrt am schönsten gewesen, die vom „Verein für die Schiffahrt auf dem Oberrhein“ veranstaltet war und die über 250 Personen mitmachten, darunter wir Basler Schickhalsgenossen W. M., G. B.-P. und R. K. Auch Erzherzog Eugen von Österreich fuhr mit uns.

R. Fricker.

Zur Unterhaltung

Taubstumm und wieder hörend.

Erzählt von C. J., Basel. (Schluß.)

Die Augen des jungen Taubstummen hingen an den Lippen des Quast, der seine grauenhafte Mordtat beschrieb wie folgt: „Ich hatte mich so gut vermuamt, daß ich meinem Vater, der mir begegnete, um in den Wald zu gehen, unerkenntlich blieb. Auf dem Bahnhof empfing ich Fefebre (es war der Franzose, der teilweise Besitzer des Erzgebirges war) mit dem Bericht, daß ich durch Sie beauftragt sei, ihn abzuholen und auf das Bergwerk zu führen. Wir schritten den einsamen Waldpfad dahin, und als ich den alten Stollen, der an der düsteren Schlucht seinen anderen Ausweg hat, erblickte, sagte ich ihm: Der unterirdische Gang da führt uns rascher ans Ziel, aber Sie haben den Mut nicht? O gewiß, rief er, aber nur voran, und sein gespannter Revolver blitzte mir entgegen. Er hatte nur das eine Wort: Voran! und ließ sich auf kein Gespräch mehr ein. Mir wurde selbst Angst, aber ich dachte an meine Schuld und sagte mir: Ein Druck deiner Hand und du bist alles los. Der Mond leuchtete in den Stollen hinein, als wir herausstraten ins Freie. Diesen Moment benützte ich, um meinen Schuß zu tun. Er hatte ausgerufen: „O, mon Dieu!, o, mon Dieu!“ Ich war zurückgetreten in den Stollen, da ich glaubte, Werner sei in der Nähe, aber als sich nichts rührte, entfernte ich alles von dem Toten, was ihn hätte kenntlich machen können. Darauf ging ich denselben Weg zurück“. Fritz glaubte, ihn verstanden zu haben und wurde aufgeregt, aber er beherrschte sich und schrieb weiter. Als Quast fertig erzählte, schielte der Direktor hinüber nach Fritz und fand ihn über dem Papier gebeugt, und eifrig schreibend. Er war völlig beruhigt über ihn und dachte: Die Tauben hören nicht. Die Tauben hören nicht, aber sie hören sozusagen mit den Augen. Fritz hatte gerade genug mit den Augen „gehört“ und wenn der Direktor noch einmal aufmerksam in sein jetzt bleiches und furchtbar aufgeregtes Gesicht geblickt hätte, so wäre er nicht so beruhigt heimgegangen. Allerdings hatte Fritz nicht Wort für Wort verstanden, aber er wußte, wer der Mörder ist, und daß sein Vater unschuldig ist. Es hatte ihn gewaltige Anstrengung gekostet,

ruhig zu bleiben. Für seine jugendliche Kraft war es fast zu viel gewesen. Als er hinaus kam, schwindelte ihm und ward ihm weh zum Sterben. Er dachte auch, er müßte infolge großer Anstrengung zum Beherrschten seines Gemütes sterben. Die Angst erfaßte ihn, nun erföhre niemand das Geheimnis, das er nun lüsten wollte. In dieser Angst lief er schnell heim wie ein gehetztes Wild. Auf einmal stürzte er in die Stube daheim und wollte den Mund auftun und sprechen; aber da fiel er ohnmächtig um. Seine Mutter erschrak und fiel fast ohnmächtig über ihn. Dagegen war Tante Brendel schnell mit Eßig und Wein bei der Hand. Als man ihn in das Bett brachte, durchzitterte ihn ein Fieberfrost. Der gerufene Doktor untersuchte den Knaben genau und verordnete: „Sie sollten den Jungen einfach im Bett halten, er bekomme die Masern“. „Das sind ja die Masern nicht“, schluchzte Anna, seine Mutter. „Das ist eine Hirnentzündung. Ach Gott, Fritz stirbt“. Der Doktor hatte doch recht gehabt. Auf einmal war der ganze Körper des Knaben mit Masern bedeckt; allein sie blieben nur einen halben Tag, dann fiel der Knabe in einen tiefen, festen Schlaf, während ihm aus den Ohren eine gelbrötlche Flüssigkeit auslief. Am dritten Morgen seit seiner Krankheit erwachte Fritz plötzlich und schaute um sich. Da — fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag durch den Körper. Hört er nicht die Vögel pfeifen? Hört er nicht die Uhr ticken? Kann er wieder hören? Er horchte und wirklich hörte er die Uhr schlagen! „Mutter, Mutter, ich höre wieder“, rief er. „Du hörst was ich sage, du verstehst mich?“, fragte Anna in der höchsten Spannung. „Ja Mutter, ich sage dir, daß ich wieder höre“. „Soll es wahr sein?“, rief sie mit leuchtenden Augen, ihren Sohn umarmend. „Ja, es ist wahr, lieb Mütterchen, es ist wahr.“ Anna fiel auf die Knie und schluchzte und betete und dankte Gott. Aber plötzlich fuhr sie auf und rief die Treppe hinunter: „Fritz hört wieder, kommt schnell heraus Tante“. Frau Brendel war so schnell gelaufen, daß sie für fünf Minuten ihren sämtlichen Atem verbraucht hatte. „Gi, ist es wahr?“, sprach sie, als sie wieder zu Atem kam. „Ja, ich höre alles, was du sagst, Tante.“ „Komm an mein Herz,“ jauchzte die Tante, dann eilte sie ans Fenster, weil sie die Tränen nicht sehen lassen wollte, wie sie weinte, und das Gebet nicht merken lassen wollte, das sie zu Gott hinausschickte. Fritz erwähnte nun, er habe etwas Freudiges mitzu-

teilen, aber es müsse ein Geheimnis bleiben, bis alles fertig sei, und erzählte, was er auf der Schreibstube mit den Augen „erlauscht“ hatte, und wie er durch die furchtbare Aufregung stark geworden sei. „Das ist Gottes Gericht,“ rief Tante Brendel, aufs tiefste erschüttert. „Wie wunderbar alles. Man sieht Gottes Hand.“ Anna war fassungslos vor Freude. Ihre Tränen waren zahllos.

Wieder hält das Segelschiff „von Elbert“ am Ufer. Wieder geht die dicke Tante mit Fritz über das schwankende Brett. Wieder empfängt der Hirschwirt sie artig, ohne zu ahnen, daß Fritz nicht mehr abzulesen braucht. Wieder fahren sie mit dem grünen Wägelchen langsam nach dem Städtchen, wo die Taubstummenanstalt ist. Aber es fährt leer zurück. Liebe Beserinnen und Beser, ihr könnt euch vorstellen, wie erstaunt der Vorsteher war, als er sich überzeugte, daß Fritz so plötzlich wieder hörend war. Viel größer wurde aber sein Staunen, daß in der Tat die Abseh kunst Fritz dazu verhalf, den Mörder zu entdecken. Vom Taubstummeninstitut fährt wieder ein Wagen weiter. Darin saßen der Vorsteher, Frau Brendel und Fritz, welche nach der Hauptstadt fahren. Der Wagen kehrt auch wieder leer zurück. Was Fritz und der Vorsteher vor dem Untersuchungsrichter sprachen, könnt ihr euch denken. Auf dem Bahnhof steigen etliche Polizisten und Gerichtspersonen mit Frau Brendel und Fritz in den Eisenbahnzug ein, um in der Nähe ihrer Heimat auszusteigen. Jene eilten hinauf auf das Bergwerk. Der Bergwerksdirektor ist in seiner prächtigen Herrschaftswohnung, bläst den blauen Rauch seiner Zigarre in die milde Abendluft und schaut ganz ruhig zum Fenster hinaus. Da, auf einmal ist er so unruhig. Warum? Sein Gesicht wird so schreckensbleich. Warum? Sind es die uniformierten Polizisten, die ihm solche Furcht einjagen? Warum fürchtet er sich? Aber sein Gesicht wird immer bleicher. Todesangst verzerrt seine Züge. Die Polizisten sind in die Schreibstube gedrungen und haben den Schreiber Quast gefesselt hervorgeholt, der sich heftig sträubte. Der Direktor verläßt das Fenster; da dringt ein scharfer Knall aus dem Zimmer. Die Türe wird aufgerissen, der Direktor liegt in seinem Blut. Es war noch Leben in ihm. Als der Arzt kam, war er wieder beim Bewußtsein. Allein der Arzt entschied, daß er noch wenige Stunden zu leben habe. Der Halbtote wünschte einen Geistlichen, da er ein offenes Geständnis able-

gen wollte. Er erzählte von seinen Veruntreuungen, von dem Argwohn des französischen Bergwerksherrn gegen ihn, von der Angst vor dem Zuchthaus, wie er mit Quast den Mord beschlossen und wie ihn Quast ausgeführt habe. Da kam ein Blutstrom aus seinem Munde und er ward eine Leiche. Man hat keine weiteren Zeugnisse gegen Quast bedurft. Sein alter Vater, der Förster, lag schon im Bett, allein er wurde ohne Barmherzigkeit geweckt und ihm der Befehl kundgetan, sofort vor dem Gericht auf dem Bergwerk zu erscheinen. Als er seinen Sohn gefesselt und als Mörder angeklagt sah, rief er: „Es lebt ein gerechter Richter im Himmel; ich habe fälschlich den Werner des Mordes bezichtigt, ich wußte, daß er unschuldig ist“. Nach diesen Worten brach er zusammen. Ein Schlag hatte ihn gerührt.

Eine Entschädigungssumme, die dem frei gewordenen Werner aus dem Nachlaß des Direktors und des jungen Quast bestimmt wurde, schenkte er zum Teil dem Taubstummeninstitute. Ein Bauer fragte ihn, wie das zugegangen sei, daß Fritz auf der Schreibstube das Gehör wieder bekommen habe und er alles gehört, was die beiden Mörder miteinander gesprochen hätten. Werner mußte ihm alles auseinandersetzen; wie Fritz das Ablesen vom Munde gelernt habe in der Taubstummenanstalt und sich eine Fertigkeit in der Ablesekunst angeeignet, und wie er hernach durch die Aufregung in einen starken Schweiß geraten sei, wodurch der verhärtete Unrat, der im Gehörgang gesessen hatte, sich losgelöst habe.

Gott hat es alles wohl bedacht
Und alles, alles recht gemacht!
Gebt unserem Gott die Ehre.

Stimmt dieses Lob uns nicht wehmüdig, die wir das Kreuz der Taubheit lebenslang tragen und keine Aussicht auf wunderbare Heilung haben. Besonders wir taubgeborene werden das leibliche „Hephata“ in vollem Umfang nie erleben. Aber lasst uns das Dasein unserer Vorfahren vor dem Entstehen der segensreichen Taubstummenanstalten vorstellen, welche trotz sehender Augen in der geistigen Finsternis der Unwissenheit gesessen hat-

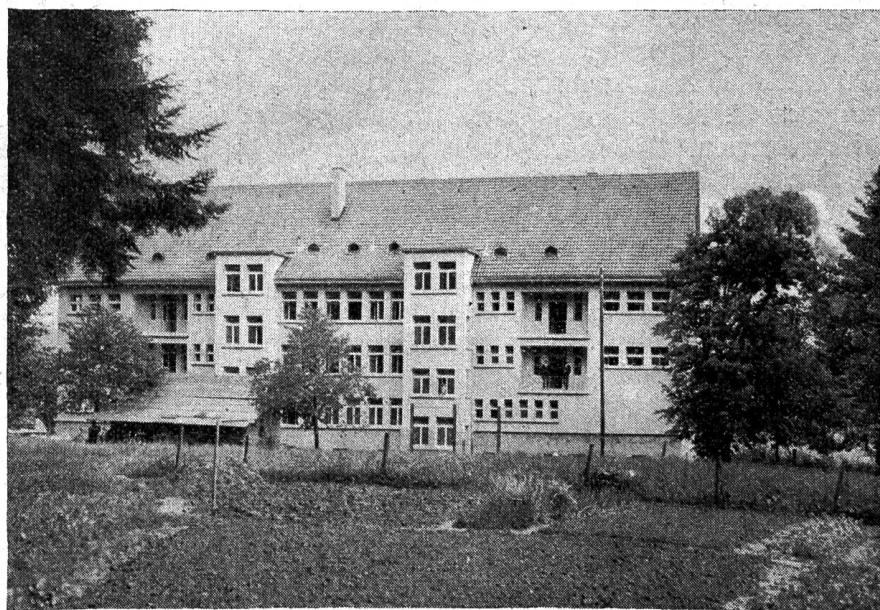
ten! Wie besser haben wir es im Vergleich zu ihnen! Möge es bei uns zum geistlichen „Hephata“ kommen!

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der ungerechte Bürgermeister, dessen Betrug an den Tag kam, für fünf Jahre ins Zuchthaus kam, daß Quast eine mißglückte Flucht machte und noch fester geschlossen wurde, daß Werner sich zum angesehenen Kaufmann emporgearbeitet, und daß Fritz ein Förster wurde.

Aus Taubstummenanstalten

Einweihung der neuen Taubstummen-Anstalt Aarau.

Wir „Landhöfler“ haben bewegte Zeiten hinter uns. Ein Festtag reihte sich an den andern. Schon im Juni hat es angefangen. An einem Samstag und Sonntag war öffentliche Besichtigung des neuen Hauses. In Scharen strömten die Leute aus der Umgebung herbei. Das war ein Gewimmel und Gesumm wie in einem Bienenhaus. Die meisten Leute sagten, wir hätten gut gebaut. Das neue Haus sei schön und praktisch eingerichtet. Aber da waren auch viele neidische Leute. Die mochten den Taubstummen das schöne, neue Haus nicht gönnen. Sie schimpften hintenherum, wir hätten



Neubau 1931.